

ANDEAS WITTRAHM

ES MUSS NICHT IMMER FAMILIE SEIN...?

Über die Möglichkeiten und Grenzen, das Leben in Freundschaften zu sichern

SCHOBIN, J. (2013) *Freundschaft und Fürsorge: Bericht über eine Sozialform im Wandel* (Hamburg: Hamburger Edition) 264 S., ISBN 978-3-86854-266-0, € 30,00.

Ein Vater verstößt seinen gerade volljährig gewordenen Sohn. Dieser muss aus dem elterlichen Haus ausziehen, denn er passt nicht in das Bild, das sein Erzeuger sich von ihm gemacht hat. Später wird der Sohn bis auf den Pflichtteil enterbt. Etwa vierzig Jahre später ist der Vater pflegebedürftig und wird in einem Altenheim versorgt. Weil die Rente nicht reicht, streckt die Sozialbehörde entsprechend der deutschen Sozialgesetzgebung die Kosten vor, um sich dann auf die Suche nach zahlungsfähigen Angehörigen in direkter Linie zu machen. Die Behörde macht – der Vater ist mittlerweile verstorben – den Sohn als Unterhaltspflichtigen ausfindig und stellt ihm € 9.000 als Beteiligung an den Pflegekosten nachträglich in Rechnung. Der Sohn, der seit 30 Jahren trotz eigener Initiativen nichts mehr vom Vater gehört hat, weigert sich zu zahlen. Der Fall geht vor das Sozialgericht und dann durch alle Instanzen. Letztlich akzeptiert der Bundesgerichtshof im Februar 2014 (Aktenzeichen XII ZB 607/12) den Kontaktabbruch durch den Vater nicht als Grund für die Zahlungsverweigerung und verurteilt den Sohn zur Zahlung. Das deutsche Sozialrecht stellt extrem hohe Anforderungen an eine „Kündigung“ der Sorge- und Unterhaltspflichten in einer verwandtschaftlichen Beziehung. Ein solcher Ausstieg ist nur in wenigen Fällen möglich, etwa wenn sich ein Elternteil etwa von Geburt an weigerte, sich um ein Kind und seinen Unterhalt zu kümmern. Ansonsten sind Familienmitglieder – zumindest im gesetzlichen Sinne – ein Leben lang füreinander verantwortlich, unabhängig von der Qualität ihrer Beziehung.

Was aber, wenn die Zahl der Angehörigen in den Gesellschaften im demografischen Wandel massiv schrumpft, wenn Menschen immer häufiger Singles bleiben, wenn Partnerschaften zerbrechen oder durch den Tod geschieden werden, wenn Kinder und Enkel nicht vorhanden oder in alle Welt zerstreut sind? Können dann Freundinnen und Freunde den Platz der Verwandten einnehmen, können sie Verantwortung füreinander übernehmen (sogar im materiellen Sinne), kann man auf ihre Fürsorge in Notsituationen bauen, gar hoffen, dass sie im Alter für Versorgung und Pflege zur Verfügung stehen? Es scheint, so eröffnet Janosch Schobin, ein junger Soziologe, der einige Zeit im renommierten Hamburger Institut für Sozialforschung gearbeitet hat, in seinem großen Essay über Erwartungen und Realitäten von Freundschaften in

der Gegenwart, dass Freundschaft in der spätmodernen Gesellschaft „unter der Hand ein öffentliches Ideal und eine rechtliche Pflicht“ (12) geworden ist.

Empirisch nimmt die Zahl derer zu, die von mindestens einem guten Freund berichten, mit dem sie persönliche Dinge besprechen. In den öffentlichen Diskursen (die Schobin anhand von etwa 20 Freundschaftsratgebern analysiert) dominiert ein „weiblich deklariertes Freundschaftsideal“ (10). In der Folge „werden Freundschaftsregeln heute vor allem kontextsensitiv und beziehungsorientiert – also fürsorgeethisch – und nicht mehr instrumentell und universell – also zweck- oder wertrational – begründet“ (10). Der (deutsche) Sozialstaat macht sich diese Entwicklung im Zusammenhang des Diskurses um die Zukunft der nicht-staatlichen Fürsorge im demografischen Wandel zunutze und befördert sie zugleich: „Die Semantik der freien Gegenseitigkeit (also Freundschaft, a.w.) tritt ebenbürtig neben die von Abstammung und Ehe. Zumindest auf der Seite der Pflichten ist damit die Freundschaft implizit zu einer rechtlich ansprechbaren, fürsorglichen Sozialform geworden“ (12).

Doch wie sieht es in der alltäglichen Praxis aus? Kann Freundschaft diese entstehende Lücke in der Daseinsvorsorge erfüllen, und sind Freunde bereit, sich so weit einander zu verpflichten, dass sie im Falle der Notwendigkeit das Wohlergehen des Freundes selbst dann in den Mittelpunkt ihres Handelns zu stellen bereit sind, wenn es sie selbst in ihren Möglichkeiten einschränkt (vgl. dazu die Darstellung der aristotelischen Freundschaftsdefinitionen bei WESTERHORSTMANN 2015)? Halten sie die Freundschaft durch, wenn sie sich von allen Gegenseitigkeitserwartungen verabschieden müssen und ein Freund ihrer Fürsorge in einem Ausmaß bedarf, das womöglich einen großen Teil ihrer Energie in Anspruch nimmt?

Die Proben aufs Exempel bzw. auf die neu entstehende gesellschaftliche Norm unternimmt Schobin anhand von vier Lebensbereichen, in denen Fürsorge in der Freundschaft zum Thema werden kann. Er untersucht per qualitativer Analyse umfassende Gespräche (sowie einen Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy) mit ca. 50 Frauen und Männern verschiedener Lebensalter zu den Lebensbereichen Geld, tätige Unterstützung, leibliche Fürsorge und Fürsorge im Gespräch. Die Erkenntnisse seiner Gespräche vergleicht er jeweils mit den Ergebnissen der Analyse der Ratgeberliteratur, um die imaginierte gesellschaftliche Wirklichkeit mit dem gelebten Verständnis von Freundschaft zu kontrastieren. Die Resultate fallen gemischt aus: Gegenseitiges Aushelfen mit Geld ist in Freundschaften nicht tabu, die Umgehung des sprichwörtlichen Geldverbotes in Freundschaften macht allerdings eine gehörige Portion an Kreativität notwendig. Die Reziprozitätsnorm in der tätigen Hilfe in Notlagen bleibt zwar generell bestehen, wird aber sehr weit (möglicherweise über ganze Lebensphasen hinweg) ausgedehnt. Ob die leibliche Fürsorge unter Freunden die Pflege bis in den Tod umfassen kann, scheint – das lassen zumindest die Interviews erwarten – schon deshalb fraglich, weil die Interviewpartner sich aufgrund ihres immensen Autonomieverständnisses gar nicht vorstellen wollen, eine solche intensive Fürsorge durch Freunde in Anspruch zu nehmen. Die Analyse des Ge-

sprächs in Freundschaften (oder der Freundschaft im Gespräch) macht deutlich, dass die gegenseitige Anteilnahme, das ‚Sich-Anvertrauen‘ auf der einen und die gegenseitige Unterstützung in der je eigenen Suche nach dem Platz im Leben einen wachsenden Raum einnehmen, ohne die eher auf einen Zweck ausgerichteten Freundschaften zu verdrängen.

Am Ende diagnostiziert SCHOBIN, „dass es mit der Freundschaft ernster wird, dass Staat und Bürger, öffentlicher Diskurs und private Praxis, Erwartung und Wirklichkeit in Richtung der starken Freundschaft rücken“ (245). Allerdings ist nicht zu erkennen, ob diese Bewegung nun so weit gehen könnte, dass sie Defizite im familiären Zusammenhalt oder starke professionelle soziale Dienste ersetzen könnte. Denn „man kann nicht einfach aus den fürsorglichen Bildern des aktuellen Freundschaftsideals und der zarten Verbreitung freundschaftszentrierter Lebensformen auf die durchschnittliche Machbarkeit fürsorglicher Freundschaften schließen“ (248). Freundschaft als Basis der Fürsorge setzt nicht nur eine hohe Kompetenz in der zwischenmenschlichen Interaktion voraus, sie lässt sich vor allem nicht verordnen. So gesehen liegt das Problem vielleicht stärker darin, dass sich die Vorstellungen von Familienmitgliedern hinsichtlich des Charakters ihrer Beziehung dem Freundschaftsideal annähern (ROSENBERGER 2014). Zu begrüßen ist dabei, dass auch zwischen Familienmitgliedern zunehmend die Norm gilt, das Wohlergehen des Partners, der Kinder, später auch der Eltern um seiner selbst willen anzuerkennen und anzustreben. Doch haben Familien eben auch andere, handfeste Zwecke, etwa der Erziehung, des wechselseitigen Unterhaltes und der Pflege. Deswegen scheint es bedenklich – um an das Beispiel zu Beginn anzuknüpfen –, dass immer mehr Zeitgenossen auch familiäre Bande als kündbar ansehen, wenn sie die mit der verwandtschaftlichen Freundschaft verbundenen Erwartungen nicht mehr erfüllen, und auch Familienmitglieder ihr Entstehen füreinander an der Reziprozitätsnorm messen.

Die von Janosch Schobin erkundete Veränderung der Freundschaft hin zur Fürsorge weckt Neugierde zur weiteren Beobachtung dieses Phänomens. Könnten die beiden Megatrends des 20. Jahrhunderts, der demografische Wandel und der Wertewandel, eine solche bedeutende menschliche Interaktionsform nachhaltig verändern?

Andererseits ist sozialpolitisch darauf zu achten, dass Freundschaft eine Beziehung in Freiheit bleiben kann und nicht als Lückenbüßer für ausfallende Familiensolidarität und reduzierte Sozialstaatlichkeit instrumentalisiert wird. Wohl stellt sich die Frage, ob sich angesichts von Informalisierung familiärer Beziehungen und der Formalisierung von Freundschaften ein neuer, dazwischenliegender Bereich mit eigenen Verpflichtungen entwickelt, den man vielleicht als „Wahlverwandtschaften“ bezeichnen könnte. Umgekehrt wäre es eine Untersuchung wert, wie sich die Fürsorge-Norm in Familien hinsichtlich der gegenseitigen finanziellen Unterstützung, hinsichtlich der gegenseitigen tätigen Hilfe, der körperlichen Sorge und der Kommunikation verändert. Wer etwa die Diskurse über Berufstätigkeit und Fürsorge verfolgt, kann ein Zurückdrängen der familiären Fürsorge zugunsten professioneller Betreuung und Pflege erkennen.

Janosch Schobin gibt jedem, der sich mit der Frage des Charakters sozialer Nahbeziehungen in unserer spätmodernen Gesellschaft beschäftigt, gehörig zu denken. Er tut das mit einem Kenntnisreichtum, einer Lust an der Argumentation und in einer Sprache, dass die Lektüre zur reinen Freude wird und die vorgestellten Gedanken lange nachwirken.

Referenzen

- ROSENBERGER, M. (2014) 'Ehe als Freundschaft? Kritische Anmerkungen zur Inflation eines Begriffs', *Lebendige Seelsorge* 65, 116–20.
- WESTERHORSTMANN, K. (2015) 'Freundschaft in der Ehe – ein Modell für die christliche Ehe und Ehevorbereitung?' *Lebendige Seelsorge* 66, 142–46.